

ISIDOR BAUMGARTNER

## Mit dem Absammeln ist es nicht getan – Caritas in der Liturgie

*Der Autor ist Professor für Christliche Gesellschaftslehre und Caritaswissenschaften an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Passau. Er habilitierte sich in Wien bei Paul Michael Zulehner. Der folgende interdisziplinär angelegte Beitrag ist die Druckfassung seines Referates vom 12. Oktober 2007 anlässlich des Liturgiefachtages der Erzdiözese Wien für das Vikariat Wien-Stadt im Stift Klosterneuburg. Er berücksichtigt bereits auch die Enzyklika von Benedikt XVI. »Deus caritas est« (Ed.).*

### I. DER WEIHNACHTSMANN IN DER CHRISTMETTE<sup>1</sup> – ODER CARITAS IN DER LITURGIE KONKRET

Wer sich an Heiligabend zur Christmette in den Hohen Dom zu Passau begibt, weiß in der Regel, was ihn erwartet: ein Einstimmungskonzert mit der weltgrößten Kirchenorgel, eine vom Domchor auf hervorragendem musikalischem Niveau gesungene und konzertierte Festmesse, Pontifikalliturgie mit allem, was eine Bischofskirche zu bieten hat: Bischof als Hauptzelebrant, Domkapitel, Alumnen, Kantoren, Fackelträger, Ministranten und auch Ministrantinnen. Wer es sich vorgenommen hat, vermag wohl auch die Botschaft von dem Kind im Stall zu vernehmen, das in der Herberge keinen Platz fand. Dass einem bei all der liturgischen und musikalischen Festlichkeit noch Überraschendes widerfahren konnte, damit hatte ich nicht gerechnet. Es kam so. Während wir, meine Familie und ich, auf unserem rechtzeitig gesicherten Platz, dem einstimmenden Orgelspiel lauschend, auf den Beginn warteten, gab es auf einmal spürbare Unruhe hinter uns. Der Auslöser war schnell auszumachen. Ein leibhaftiger Weihnachtsmann im knallroten Kapuzenmantel, mit aufge-

<sup>1</sup> Die dem Vortrag angemessene »narrative« Diktion wurde weitgehend beibehalten.

klebtem Wattebart, bahnte sich den Weg durch das Hauptschiff nach vorne. Wirkte schon der profane, so gar nicht bayerisch-katholische Weihnachtsmann in der Mette reichlich befremdlich, so erst recht seine sonstige Aufmachung. Vor sich schob er einen Rollstuhl, darauf ein brauner Koffer und seitlich eine Plastiktüte drangehängt. Zielstrebig steuerte er mit schlurfenden Schritten auf einen Platz vor der ersten Bankreihe zu. Hier, ganz in der Nähe des Mittelaltars und direkt gegenüber dem goldverzierten Bischofsstuhl, nahm er seelenruhig in seinem Rollstuhl Platz.

In Anbetracht dieses besonderen Szenarios konnte ich nicht umhin, eher erwartungsvoll gespannt als andächtig gesammelt dem weiteren Geschehen entgegenzusehen. Dem unandächtigen Murmeln der Gottesdienstbesucher war zu entnehmen, dass auch sie sich ihre Gedanken über den seltsamen Gast machten. Manches war denkbar. Vielleicht hatten die liturgisch Verantwortlichen mehr als das leichte Säuseln des Geistes, einer wahrer Sturmbras, ja ein regelrechter Geistesblitz ereilt, dass sie uns in einem verfremdeten »theatrum sacrum« mit diesem Weihnachtsmann, aus dem Rummel der Fußgängerzone rübergeholt, prophetisch aus unserer satten, bürgerlichen Konsumseligkeit reißen wollten? Oder war vielleicht ein ganz schlauer, umsatzversessener Geschäftsmann auf diesen Mega-Werbe-Gag gekommen und schickt uns aus seinem Konsumtempel den Weihnachtsmann auch noch in die Kirche nach: Gleich steht er auf und verteilt Probepackungen Eau de Toilette, Pre-Shave-Lotion und plastikverpackte Erfrischungstücher. Möglich, dass einer dieser Passauer Kabarettisten sich ein perfides Spektakel ausgedacht hat und mit versteckter Videokamera lauert, bis der komische Heilige in die Liturgie eingreift. Oder sollte ein Sozialwissenschaftler der Universität mit uns gerade ein Erschütterungsexperiment durchführen?

In der Zwischenzeit hatte wohl der Mesner beim Anzünden der Kerzen den unhochzeitlichen Gast erspät und in der Sakristei Meldung gegeben. Jedenfalls steuerten kurz darauf ernst und entschlossen zwei Verantwortliche für die Domkirche höchstpersönlich auf den Weihnachtsmann zu. Die Devise hieß offensichtlich: Testen, um unkalkulierbare Probleme während der Liturgie auszuschließen, notfalls: Entfernen unter zupackender Mithilfe des Aufsichtspersonals! Die Schlagzeile der Boulevard-Presse erschien schon als wenig nachweihnachtliches Menetekel an der Wand: »Randale im Passauer

Dom!« Der Test fiel offensichtlich und gottlob beruhigend aus, denn ebenso schnell, wie sie gekommen waren, begaben sich die beiden Herren zurück in die Sakristei, und die Christmette begann.

Der Weihnachtsmann verhielt sich ruhig. Auch der Bischof ließ sich von seinem ungewohnten ersten Ansprechpartner nicht aus dem Konzept bringen und predigte, wie es dem Anlass entsprach: froh und festlich. Nur bei der Kommunionausteilung war der seltsame Mettenbesucher mit seinem Gefährt im Weg. Er behinderte den reibungslosen Sakramentsempfang. Das brachte ihm einige ganz unfremde Blicke ein. Aber er rührte sich keinen Zentimeter von der Stelle. So musste man zusehen, wie man um ihn herumkam. Unweigerlich nahm man dabei, zur Tuch- und Riechföhlung mit ihm genötigt, seinen ganzen armseligen Aufzug wahr. Rollstuhl, Koffer, alle seine Habseligkeiten, einschließlic der Kostümierung, schienen zusammengebettelt, »second«, ja »last hand«, vorübergehend vor dem Müll gerettet.

Wir waren schon auf dem Heimweg, als uns in der Autoschlange die Schrottgasse hinunter ein Fahrradfahrer überholte, hintendran ein kleiner Anhänger, darauf ein zusammengeklappter Rollstuhl. Die Kinder entdeckten ihn zuerst: »Schaut's hin, der Weihnachtsmann!« Am Rathausplatz bog er nach links ab, Richtung Donaulände, wo es zur Herberge der Caritas für Nichtsesshafte geht. Auch an Heiligabend werden hier Gäste aufgenommen. Vielleicht gab es für den Weihnachtsmann und Seinesgleichen sogar noch ein Glas Punsch. Gern hätte ich ihm aus dem Autofenster raus für seine wortlose und doch unüberhörbare Weihnachtsbotschaft gedankt, unterließ es aber dann doch. Ich glaube, er hätte mich nicht verstanden.

Dass der Weihnachtsmann nicht die »rote Karte« gezeigt bekam und des »Feldes« verwiesen wurde, zeigt, dass die Verantwortlichen den Gottesdienst – im Dom des heiligen Diakon Stephanus noch dazu – intuitiv als diakonischen Ort definiert haben, wengleich damit die Caritas, wie vielfach zu diagnostizieren, auch hier nicht zu einem unangefochtenen Gestaltungsprinzip der Liturgie avanciert ist.

Liturgie und Diakonie, Caritas – das scheint trotz der viel beschworenen Verbundenheit nicht immer kompatibel. Da kann ein Blick auf den Anfang, auf die Praxis Jesu, Orientierung geben. Wir finden im Lukas-Evangelium (Lk 6,6–11) eine Art Ur- und Parallelgeschichte zu der erzählten Begebenheit.

## II. ORIENTIERUNG AN DER PRAXIS JESU: DIE HEILUNG DES MANNES AM SABBAT (Lk 6,6–11)

»An einem anderen Sabbat ging er in die Synagoge und lehrte. Dort saß ein Mann, dessen rechte Hand verdorrt war. Die Schriftgelehrten und Pharisäer gaben acht, ob er am Sabbat heilen werde; sie suchten nämlich einen Grund zur Anklage gegen ihn. Er aber wusste, was sie im Sinn hatten, und sagte zu dem Mann mit der verdorrtten Hand: Steh auf und stell dich in die Mitte! Der Mann stand auf und trat vor. Dann sagte Jesus zu ihnen: Ich frage euch: Was ist am Sabbat erlaubt: Gutes zu tun oder Böses, ein Leben zu retten oder es zugrunde gehen zu lassen? Und er sah sie alle der Reihe nach an und sagte dann zu dem Mann: Streck deine Hand aus! Er tat es, und seine Hand war wieder gesund. Da wurden sie von sinnloser Wut erfüllt und berieten, was sie gegen Jesus unternehmen könnten.«

Dieser Mann mit der verdorrtten Hand leidet offenbar an einer Art Lähmung, wörtlich übersetzt: »Verholzung« oder »Verdorrung« der Hand. Sie ist starr und unempfindlich geworden, abgestorben wie dürres Holz ohne Leben. Mit einer solchen Hand ist man nicht nur in den alltäglichen Lebensanforderungen »gehandicapt«, man ist weithin »handlungsunfähig«. Die gelähmte rechte Hand wäre demnach das körperliche Symbol für einen tief greifenden seelischen Lähmungszustand. Es fehlt an Antriebskraft, ein Stück Welt »eigenhändig« zu gestalten. Vielleicht sind die vitalen Wünsche, dies zu tun, ausgetrocknet, verkümmert. Dann wäre auch der Lebensmut, die »Werdelust« fast gänzlich erloschen. Er wäre nicht nur physisch, sondern auch psychisch gelähmt. Und er ist exkommuniziert, nach antik-jüdischem Verständnis unrein, weil er selbst oder seine Eltern an der von Gott geschickten Behinderung und Erkrankung schuld sind. Damit ist er liturgieunfähig, gesellschaftlich ausgeschlossen und illegal anwesend. Der Mann mit der verdorrtten Hand erscheint in dieser Diagnose in den wesentlichen Dimensionen seines Menschseins und folglich zur Gänze gehandicapt: physisch, psychisch, sozial und religiös.

Ohne den Text historisch-kritisch zu problematisieren, lässt sich Aufschlussreiches über Jesu Heilpraxis entnehmen. Er wird am Sabbat tätig und heilt, dem Sabbatgebot zuwider, in der Synagoge, im Gottesdienst. Jesus nimmt den Mann mit der gelähmten Hand wahr

und sagt zu ihm: »Steh auf und stell dich in die Mitte!« (Lk 6,8). Dem griechischen Text nachempfunden ist eigentlich zu übersetzen: »Wach auf in die Mitte hinein!« In dieser Intervention bündelt sich brennpunktartig, was ein Mensch wie dieser zuerst braucht und was Jesus für seinen Weg aus der Misere als wesentlich erachtet.

Jesu ermutigende Zurede bedeutet für den an sich selbst zweifelnden Mann das krasse Gegenteil der bislang gehörten Botschaften. Hier traut ihm einer zu, dass er ungehobene Möglichkeiten in sich trägt und zum Leben erwecken kann. »Wach auf in diese deine Mitte hinein, dass du mehr bist, als man dir bislang eingeredet hat! Du bist wertvoll und liebenswürdig! Es gibt keinen Grund, dich selbst abzulehnen! Es ist unter deiner Würde, dass du dich länger verkrümmst und verkriechst!« Jesus interveniert ressourcenorientiert und ermöglicht damit neues Selbstbewusstsein.

Nun kommt noch etwas hinzu, was der Intervention Jesu verschärfte Brisanz gibt. »In die Mitte hinein aufzuwachen« bedeutet ja ganz wörtlich, motorisch einen Standortwechsel vorzunehmen – vom Rand in die Mitte des Gebetshauses, des Gottesdienstes, der Gemeinde. Diese »Aufstellung« hat es in sich: In der Mitte, wo der Mann sich hinstellen soll, liegt im jüdischen Gottesdienstraum gewöhnlich die Tora-Rolle ausgebreitet. Sie symbolisiert den Platz Gottes, des »Allerheiligsten«. Jesu Intervention stellt somit einen schier unglaublichen Zusammenhang her: Der leidende, ausgeschlossene Mensch gehört in die Mitte, dorthin, wo Gott ist, weil Gott an seiner Seite, hinter ihm steht. Die Bibel nennt diesen Handlungsstil »Barmherzigkeit«. Sie ist zu verstehen als eine »Compassion«, die aus einer Mit-Leidenschaft für den ausgegrenzten und gedemütigten Anderen und aus einer Gottes-Leidenschaft erwächst. Sie bildet die Praxis Gottes gegen jede soziale und religiöse Exkommunikation. Solche Compassion erfordert unkonventionellen Mut zur Nähe, ein »sehendes Herz« und die »Zuwendung des Herzens«, so empfiehlt es Benedikt XVI. in seiner großartigen Enzyklika »Deus caritas est« den Helfern und legt zu Recht für die Personalentwicklung in christlichen Einrichtungen neben der fachlichen Kompetenz die »Herzensbildung« nahe.<sup>2</sup> Compassion bildet so eine bleibende Vorgabe für die Beziehungskultur in Gottesdienst und christlicher Gemeinde.

<sup>2</sup> Benedikt XVI., Enzyklika »Deus caritas est«, 25. Dezember 2005, Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Bonn 2006, 31.

Die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Die Intervention Jesu holt nicht nur diesen sozial Ausgegrenzten aus der Isolation, sondern sie konfrontiert die Gottesdienst-Feiernden unmissverständlich mit ihrem Begriff von Gottesdienst, mit ihrem Gottesbild. Jesu Position ist absolut klar: Nur dann steht Gott wirklich im Mittelpunkt der liturgischen Rituale, der vorgetragenen Geschichten und der gesprochenen Gebete, wenn dabei zugleich der Kranke, Arme oder Verzweifelte einen zentralen Platz einnimmt. Der ganze Gottesdienst, der Sabbat und alle hehren religiösen Gesetze und Ordnungen wären völlig verkehrt angelegt, wenn sie zur Etablierung einer Zweiklassengesellschaft beitragen: hier die Gesunden und dort die Kranken, hier die Normalen und dort die Behinderten, hier die Reinen und die dort Unreinen, hier die Frommen und dort die Ungläubigen, hier die Guten und dort die Bösen. Gottesdienst wird zur perversen Veranstaltung, wenn er fortsetzt und zementiert, was außerhalb an Diskriminierung und Menschenverachtung üblich ist. In der Mitte des Gottesdienstes, so Jesu provokative Aufstellung und eindringliche Tatsprache, haben nicht ausgrenzende Gesetze, »Apartheid« oder Exkommunikationen zu stehen, sondern die Integration, die Empathie und Gemeinschaft mit jenen Menschen, die der Heilung und des Heils besonders bedürfen. Dann steht auch Gott im Mittelpunkt des Geschehens. Dann wird Liturgie zu einem »Anders-Ort«, der strukturelle Ungerechtigkeit und alltägliche Lieblosigkeit demaskiert und aufbricht.

Jesu »Heilen« ist also auch prophetisch-provokative und befreiende Praxis. Es ist – riskantes – »politisches« Eintreten für das Menschsein-Können des Armen und Anderen, es ist eine Praxis der Gerechtigkeit. Dazu gehört die Kritik der ganz gewöhnlichen kulturellen Gewaltförmigkeit, die Sorge um menschenwürdige Verhältnisse, Ordnungen, Regeln in Gottesdienst und Gemeinde, in Beziehungen, Lebenswelten, Staat und Gesellschaft. Das Prinzip heißt: Der Mensch kommt vor dem Sabbatgebot, die Würde des Menschen hat Vorrang vor der abstrakten Norm. Die Person ist Sinn, Ziel und Mittelpunkt jeder Institution und nichts anderes.<sup>3</sup> Institutionen und Organisationen, auch Gottesdienst und Gemeinde, die nach dieser Lo-

<sup>3</sup> Vgl. Zweites Vatikanisches Konzil, Pastoralkonstitution »Gaudium et spes«, 25: »Ursprung, Träger und Ziel aller sozialen Institutionen ist und muss sein die menschliche Person.«

gik angelegt sind, erweisen sich als wahrhaft human und damit gerecht. Sie sind auf der Spur einer christlichen Diakonie.

Das Irritierende an dieser Heilungsperikope ist für Christen noch etwas anderes. Bei der ganzen Geschichte ist mit keinem Wort von Gott die Rede. Und doch spürt man, es geht immer um Gott. Er ist immer im Spiel, in der heilenden Tatsprache Jesu, in seiner Aufstellung, in seiner provokativen Konfrontation, in seiner Zuwendung, in seiner Standfestigkeit. Wenn er den Mann mit der verdorrten Hand in die Mitte ruft und auf den Platz Gottes stellt, zeigt er, was mit ihm der Fall ist, was mit jedem der Fall ist, der behindert oder krank ist, was aber auch mit jeder Helferin und jedem Helfer an seiner Seite der Fall ist: Sie bewegen sich immer im Raum des Geheimnisvollen, in einem umgreifenden Horizont, im Nahraum Gottes selbst.

Die Heilungspraxis Jesu enthält so über die helfende Tat hinaus einen Mehrwert, einen zeichenhaften Überschuss. Sie bringt zum Ausdruck, was es um den Menschen, um sein Geheimnis in Anbetracht der Wirklichkeit Gottes ist und wie dadurch das Leben auch angesichts von Krankheit und Endlichkeit geborgen ist. Anders gesagt: Jesus leistet sich keine Rede von Gott ohne die heilende Tat, die den Armen, Leidenden und Kranken in die Mitte stellt.

### III. DAS WESEN DES CHRISTLICHEN IST MITEINANDER ESSEN

In ähnlicher Weise kommt der Zusammenhang von tätigem Dienst an den Armen und Gottesdienst im Geschehen des letzten Abendmahles (Joh 13,1–20; Mt 26,20–29) zum Ausdruck. Wenn Jesus den Jüngern die Füße wäscht, beugt er sich dienend und helfend zu den Bedürftigen, die auch die Jünger sind, hinunter. Zugleich feiert er mit ihnen ein gemeinschaftliches Mahl als Zeichen der Gottesnähe, der Verbundenheit und des Abschieds.

Hier lebt etwas auf, was die Tischgemeinschaften Jesu immer schon auszeichnete. (vgl. Lk 7,36–50, Begegnung mit der Sünderin im Hause des Simon; Lk 14,15–24, Gleichnis vom Festmahl). Jesus setzt sich mit denen an einen Tische, die von den Etablierten abgeschoben sind: Arme, Krüppel, Blinde, Lahme, Heruntergekommene, Außen-seiter, von Dämonen Geplagte. Sieger Köder hat das eindrucksvoll

ins Bild gesetzt: »Das Mahl mit den Sündern«<sup>4</sup> zeigt den am Arm verletzten »Schwarzen«, die mondäne Dame, den Intellektuellen, den Kirchenmann und die verhärmte alte Frau am eucharistisch gedeckten Tisch, im Lichtschein der Brot und Wein austeilenden Hände des geheimnisvoll gegenwärtigen Christus. Der Neutestamentler Franz Mussner liefert in seiner Auslegung des Galaterbriefes<sup>5</sup> den Kommentar dazu: »Das Wesen des Christseins ist synestien«, miteinander essen! Das bedeutet also nicht Small Talk unter Seinesgleichen, sondern Tabubruch: Zuwendung zu jenen, mit denen kein Staat zu machen ist. Jesu Mahlpraxis bringt Gottes anhaltende Solidarität und Gemeinschaft mit den Armen zum Vorschein, sie macht den Anbruch des Reiches Gottes anschaulich.

Der Leiter eines Pastoralinstitutes und nebenher Dorfpfarrer erzählte folgende Begebenheit, die die jesuanische Idee vom gemeinschaftlichen Mahl in die heutige Zeit, auch in unser Vorverständnis von Liturgie und Caritas, hereinholt:

Als er am Freitagabend wieder einmal müde von der Fortbildungsarbeit in sein Pfarrhaus zurückkommt, glaubt er seinen Augen nicht zu trauen. Sitzt doch seine betagte Mutter mit einem Penner, »Sandler«, im Wohnzimmer, gemütlich bei einer Flasche Wein, mit den besten Gläsern, die ihm seine Praktikumpfarre Frauenau zur Primiz geschenkt hat und die nur zu besonderen Gelegenheiten zum Einsatz kommen, gefüllt mit dem für festliche Gelegenheiten aufbewahrten »Würzburger Stein«, beste Lage, eine einzige Flasche hatte er davon im Keller. Als er, nachdem sich der »suspekte« Gast verabschiedet hatte, seiner Mutter Vorhaltungen machen will, sagt sie nur: »Lass es gut sein! Ist ja auch ein Mensch!«

Das ist »sympotein« und »synestien«, miteinander trinken und essen, »auf Christlich«! Genau das ist zu seinem Gedächtnis aufgetragen!

#### IV. CARITAS IN DER LITURGIE: EIN FRAGILES VERHÄLTNIS

Solche solidarische Tischgemeinschaft im Gottesdienst, die von Compassion und Gerechtigkeit inspiriert ist, die diakonische All-

<sup>4</sup> Im Speisesaal von San Pastore bei Rom.

<sup>5</sup> F. Mussner, Der Galaterbrief, Freiburg i. Br. 1974, 423.

tagspraxis der Christen im Gottesdienst fortführt und mit der Agape Gottes in Verbindung bringt, war aber offensichtlich nicht immer leicht zu realisieren. Sie musste immer wieder neu in Erinnerung gerufen und vor Verflachung und Banalisierung bewahrt werden. Bereits am Anfang ist die Gefahr zu orten, dass Liturgie und Diakonie auseinanderdriften. So beklagt Paulus gegenüber der Gemeinde von Korinth (1 Kor 11,17–34), dass die Wohlhabenden bei der Feier des Herrenmahls sogleich ihre eigenen Speisen verzehren, dann satt und betrunken seien, während die später kommenden Sklaven und Tagelöhner, die nichts mitbringen können, hungern. »Wollt ihr jene demütigen, die nichts haben?«, so fragt Paulus tadelnd und fügt hinzu: »Wer also unwürdig von dem Brot isst und aus dem Kelch des Herrn isst, macht sich schuldig am Leib und am Blut des Herrn« (1 Kor 11,27). Was Paulus hier anprangert, ist die mangelnde Compassion, das blinde und fühllose Herz für die Armen am gleichen Tisch. Er kritisiert die fehlende Verteilungsgerechtigkeit im Gottesdienst – und wenn hier, dann wohl erst recht außerhalb –, wenn die Bedürftigen nicht in die Mitte kommen. Paulus diagnostiziert mit seinem Einspruch die soziale Sünde, die fehlende Diakonie und nicht – wie es in einer moralisierenden Pastoral manchmal vermittelt wurde – ein Vergehen gegen die Keuschheit oder die Übertretung des kirchlichen Gebotes der Nüchternheit vor dem Kommunionempfang. Die Lösung, die Paulus vorschlägt, man möge sich doch zu Hause schon satt essen und dann erst zum Herrenmahl kommen, überzeugt nicht wirklich. Sie leitete, nach Kennern der Liturgie- und Caritasgeschichte, eine fatale Trennung von solidarischem Sättigungsmahl und gemeinschaftlicher Feier des Herrenmahls, von Liturgie und Agape ein, die bis zum heutigen Tage nachwirkt.

Auch die Wahl der sieben Männer »voll Geist und Weisheit«, die als Diakone den Dienst an den Tischen pflegen sollten, geht auf einen Missstand zurück, dass nämlich die Witwen der Hellenisten gegenüber den Hebräern in der täglichen Versorgung benachteiligt wurden. »Mit der Bildung des Siebener-Gremiums war nun die ›diakonia‹ – der Dienst gemeinsamer, geordnet geübter Nächstenliebe – in der grundlegenden Struktur der Kirche selbst verankert«, so Papst Benedikt XVI.<sup>6</sup> Er fährt fort: »Die Kirche kann den Liebesdienst so

<sup>6</sup> Benedikt XVI. (wie Anm. 2), hier 21.

wenig ausfallen lassen wie Sakrament und Wort.« Die Kirchenväter haben dies sehr früh immer wieder herausgestellt. Der Martyrer Justinus († ca. 155) schildert im Zusammenhang der sonntäglichen Zelebration der Christen auch deren Liebestätigkeit, die mit der Eucharistie als solcher verknüpft ist: Die Besserstehenden geben nach dem Maß ihrer Möglichkeiten, ein jeder so viel er will; mit dem Erlös unterstützt dann der Bischof die Waisen, die Witwen und diejenigen, die aufgrund von Krankheit oder aus anderen Gründen sich in Not befinden, wie auch die Gefangenen und die Fremden. Der große christliche Schriftsteller Tertullian († nach 220) erzählt, wie die Sorge der Christen für Notleidende aller Art das Staunen der Heiden hervorruft. Man kann aus diesen und vielen anderen frühen Zeugnissen den berechtigten Schluss ziehen: Die erstaunliche Ausbreitung des Christentums in der antiken Welt ist nicht in erster Linie den großen theologischen Gedankengebäuden, auch nicht den festlichen Gottesdiensten zu verdanken, sondern der solidarischen Tischgemeinschaft, den Armenspeisungen, den Suppenküchen und den Hospizen, dem selbstlosen Dienst an den Armen, der Caritas. So legt etwa eine syrische Kirchenordnung (»Testamentum Domini«)<sup>7</sup> aus dem 5. Jahrhundert fest: »Gleich bei der Kirche soll ein Hospiz sein!« Gottesdienstraum und Hospiz gelten als die beiden zentralen »Lebenshäuser« einer Christengemeinde. Sie gehören untrennbar und gleichgewichtig zusammen.

Weitere eindrucksvolle Beispiele lassen sich anführen, wie bis in unsere Zeit herein die enge Verbindung von Caritas und Liturgie immer wieder neu betont und verwirklicht wurde:

- Von Johannes Chrysostomus ist überliefert: »Das Sakrament des Altares ist nicht zu trennen vom Sakrament des Bruders.«
- Gregor der Große bekundete: »Wenn ein Mensch in Rom des Hungers stirbt, ist der Papst nicht würdig, die Messe zu feiern.«
- Im burgundischen Klosterspital zu Beaune ist noch immer der große Krankensaal zu sehen, der im Mittelalter zugleich Gottesdienstraum war. Für die Kranken durchdrang sich so die helfende Pflege durch die Mitmenschen mit der eucharistischen Nähe Gottes.

<sup>7</sup> Zit. nach R. Zerfaß, Wenn Gott aufscheint in unseren Taten, in: P. M. Zulehner, Das Gottesgerücht. Bausteine für eine Kirche der Zukunft, Düsseldorf 1987, 95–106, hier 95.

- Der Kaplan Dominikus Ringeisen findet in den Statuten für die Ordensschwwestern in seiner 1884 neu gegründeten Kretinenanstalt Ursberg die nicht selbstverständliche Maxime: »Zuerst kommt der Dienst an den Armen, dann der Gottesdienst!«<sup>8</sup>
- Ion Sobrino, lateinamerikanischer Theologe, drückt den Zusammenhang von Caritas und Gottesdienst in unseren Tagen so aus: »Man kann nicht mit dem Rücken zu den Armen zu Gott beten!«
- Im Passauer Pastoralplan ist zu lesen: »Wer in Gott eintaucht, taucht neben dem Menschen auf!«<sup>9</sup>
- Papst Benedikt XVI. formuliert: »Eucharistie, die nicht praktisches Liebeshandeln wird, ist in sich selbst fragmentiert.«<sup>10</sup> Er verknüpft damit in der Enzyklika »Deus caritas est« die Caritas aufs Engste mit der Eucharistie. Liturgie ohne Diakonie wäre genauso fragmentiert wie eine Diakonie ohne Bezug zum Sakrament. Entschieden tritt er für eine diakonisch sensible Liturgie und eine spirituell inspirierte Diakonie ein – gegen jede Art von Liturgismus und sozialen Aktivismus. Gottes Liebe sei gegenwärtig in der Eucharistie, die Geliebtwerden und Weiterlieben enthält. In ihr »kommt die Agape Gottes leibhaft zu uns, um in uns und durch uns weiterzuwirken«<sup>11</sup>. Kirche sei nur dann »Zeichen und Werkzeug« der Nähe Gottes,<sup>12</sup> wenn sie durch und durch caritativ, diakonisch ist. Damit stellt der Papst die Caritas vom Rand in die Mitte christlicher Praxis. Sie lässt sich nicht länger als Vorfeld-Angelegenheit und Vorstufe für das vermeintlich »Eigentliche« der Liturgie abtun. Caritas ist vielmehr wesentlich, essentiell für die Kirche und die Christen. Solche Caritas ist im Rang eines Sakramentes zu begreifen, wie die Eucharistie und die Kirche insgesamt. Liturgie und Diakonie zusammen bilden »culmen et fons« – Höhepunkt und Quelle – des christlichen Lebens.<sup>13</sup>

<sup>8</sup> Vgl. I. Baumgartner, Leitmotive bei Dominikus Ringeisen – Leitbilder caritativer Behindertenarbeit heute, in: I. Baumgartner/A. Landersdorfer (Hg.), Jeder Mensch ist kostbar. Dominikus Ringeisen (1835–1904) – ein Anwalt des Lebens, Passau 2004, 117–152, hier 122.

<sup>9</sup> Vgl. P. M. Zulehner, Aufbrechen oder untergehen. So geht Kirchenentwicklung, Ostfildern 2003, 48.

<sup>10</sup> Benedikt XVI. (wie Anm. 2), 14.

<sup>11</sup> Ebd.

<sup>12</sup> Vgl. Zweites Vatikanisches Konzil, Dogmatische Konstitution »Lumen gentium«, 1.

<sup>13</sup> Vgl. Zweites Vatikanisches Konzil, Liturgiekonstitution »Sacrosanctum Concilium«, 10.

### 1. Caritas außerhalb und innerhalb der Liturgie stärken

Caritas ist Mitte, Seele und entscheidendes Qualitätskriterium aller christlichen Praxis, nicht nur der organisierten Caritas, sondern aller Pastoral, jedes Gottesdienstes und jeder christlichen Begegnung. Nicht in der Professionalität, nicht im Flächendeckenden, nicht in der guten Organisation, nicht in der fachlichen Qualität, nicht in der perfekten Inszenierung liegt das unterscheidend Christliche, sondern in der Caritas als Liebe – wobei bekanntlich alles andere nicht vernachlässigt werden soll. Im recht verstandenen Sinne lässt sich von einem »Primat der Diakonie«<sup>14</sup> als Agape sprechen, weil es in allen christlichen Grundvollzügen auf die Liebe ankommt, wie Paulus es in 1 Kor 13,1 ausdrückt: »... hätte aber die Liebe (Agape) nicht ...« Folglich gilt: »Der Liebesdienst ist für die Kirche nicht eine Art Wohlfahrtsaktivität, die man auch anderen überlassen könnte, sondern er gehört zu ihrem Wesen, ist unverzichtbarer Wesensausdruck ihrer selbst.«<sup>15</sup> Von daher ist zu verstehen, dass Ignatius von Antiochien seinen Brief an die Gemeinde von Tralles mit den Worten beginnt: »Es grüßt euch die Agape von Smyrna und Ephesus.«<sup>16</sup> Agape, Caritas – ein anderes Wort für »Gemeinde« und »Kirche«. Es wird auch deutlich, dass die Frage nach der Caritas in der Liturgie weit vor dem Gottesdienst ansetzt. Wenn Caritas als Seele der Praxis der Christen, der Kirche und ihrer Pastoral, auch der Liturgie zu gelten hat, dann eröffnet sich ein thesenhafter Zusammenhang: Je mehr die Caritas das Leben und Handeln in einer Gemeinde bestimmt, umso mehr werden ihre Gottesdienste diakonischen Geist atmen und ausstrahlen. Dann wird man sich immer mehr darauf besinnen, dass der Gottesdienst und seine Symbolhandlungen diakonisch zu verstehen sind: als Lebenshilfe für all die vielschichtig heilungs- und heilsbedürftigen Anwesenden, aber auch als Inspiration und Motivation für eine Praxis der Compassion außerhalb.

In Anbetracht dieses starken Plädoyers ist zu fragen, auf welche Weise Gottesdienste eine noch klarere diakonische »Seele« entwickeln

<sup>14</sup> Vgl. H. Haslinger, Diakonie zwischen Mensch, Kirche und Gesellschaft, Würzburg 1996, 742 ff.

<sup>15</sup> Benedikt XVI. (wie Anm. 2), 25a.

<sup>16</sup> Vgl. N. Mette, Grundprinzip Gemeindec Caritas, in: caritas'98 (1997) 4, 149–161, hier 149.

können. Eine chassidische Geschichte gibt einen ersten bedenkenwerten Hinweis.

»Als Levi Jizchak in Berditschew Raw wurde, vereinbarte er mit den Vorstehern der Gemeinde, dass sie ihn zu den Versammlungen der Gemeinde nicht laden sollten, es sei denn, wenn sie einen neuen Brauch oder eine neue Ordnung einzuführen gedächten. Einmal wurde er zu einer Versammlung geladen. Sogleich nach der Begrüßung fragte er: ›Welches ist der neue Brauch, den ihr einsetzen wollt?‹ Sie antworteten: ›Wir wollen, dass die Armen fortan nicht mehr an der Schwelle des Hauses betteln, sondern eine Büchse werde aufgerichtet, und alle Wohlhabenden tun Geld hinein, jeder nach seinem Vermögen, und daraus sollen die Bedürftigen bedacht werden.‹ Als der Rabbi dies hörte, sprach er: ›Meine Brüder, habe ich denn nicht von euch erbeten, um eines alten Brauchs und einer alten Ordnung willen solltet ihr mich nicht der Lehre entziehen und zu eurer Versammlung laden?‹ Erstaunt wandten die Vorsteher ein: ›Unser Meister, es ist doch eine neue Einrichtung, die wir heute beraten!‹ ›Ihr irrt‹, rief er, ›eine uralte ist es, ein uralter Brauch von Sodom und Gomorra her. Entsinnt euch, was erzählt wird von dem Mädchen, das in Sodom einem Bettler ein Stück Brot reichte: wie sie das Mädchen ergriffen und entkleideten und mit Honig bestrichen und den Bienen zum Fraße aussetzten um des großen Frevels willen, den es verübt hatte. Wer weiß, vielleicht hatten auch sie eine Gemeindebüchse, darein die Wohlhabenden ihr Almosen taten, um ihren armen Brüdern nicht ins Auge zu schauen!«<sup>17</sup>

Die Sammelbüchse, der Klingelbeutel – ein Brauch von Sodom und Gomorra! Mit dem Absammeln ist es nicht getan! Weil man dabei den Armen nicht ins Gesicht schauen muss! Das Helfen ist dann anonymisiert. Sosehr wir die Segnungen des Sozialstaates, aber auch die Einrichtungen der Caritas in Österreich und Deutschland zu schätzen wissen, es muss auch bewusst sein, dass es sich dabei um eine anonyme, staatliche und christliche Solidarität handelt, die unsere individualisierten Lebensverhältnisse der Moderne mit sich brachte. Die Gefahr besteht – wie zu Rabbi Jizchaks Zeiten –, den Armen nicht mehr ins Gesicht zu schauen, das Herz erblinden zu lassen. Wir werden heute nicht um die Sammelbüchse und den Klin-

<sup>17</sup> M. Buber, Die Erzählungen der Chassidim, Zürich <sup>10</sup>1987, 360 f.

gelbeutel herunkommen, die Kirchenabgabe und Kirchensteuer, auch nicht die solidarische Kranken- und Pflegeversicherung mutwillig abschaffen wollen. Im Gegenteil: Hier ist viel Solidarität mit den Armen in nah und fern spürbar. Die Kirchen in Österreich und Deutschland mobilisieren durch ihre Hilfswerke eine enorme Spendenbereitschaft, sie sind darin Spitzenreiter. Aber klar ist auch – das ist die »Moral« von dieser chassidischen Geschichte –, christliches Helfen innerhalb und außerhalb des Gottesdienstes zielt auf Begegnung, Beziehung, Gemeinschaft. »Wir harren auf eine Theophanie, von der wir nichts wissen als den Ort, und der Ort heißt Gemeinschaft!«<sup>18</sup>, so der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber, der diese Geschichten gesammelt hat. Mit der Abbuchung vom Konto oder dem Absammeln wäre es demnach nicht immer getan. Compassion im Alltag, sich vom andern berühren und sein Herz sprechen lassen, jenseits der Spende, gehören zur christlichen Existenz, so wie es im Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10, 25–37) erzählt ist: Ihm ging es »an die Nieren«, als er den unter die Räuber Gefallenen sah.

Wie steht es um diese Kultur der Compassion, der Caritas – (und auch der Gerechtigkeit) in den Gemeinden und – darin eingebunden – in ihrer Liturgie? Ist den Sonntagsgottesdiensten anzusehen, dass sie Spiegelbild einer die Woche über gelebten vitalen Caritas in der Gemeinde sind?

## 2. Keine Entdiakonisierung!

Vor dem hohen Anspruch einer caritativen Christlichkeit wirkt die heute oft gehörte Diagnose, unsere Gemeinden seien diakonievergessen, ja entdiakonisiert, höchst beunruhigend. Man stellt fest, verbandliche Caritas und Pastoral hätten sich institutionell und strukturell auseinanderentwickelt. Zwei weitgehend getrennte Strukturen – Parallelstrukturen, ja »Parallelwelten« – hätten sich etabliert, mit der Folge: Der Psychologe der Caritas-Beratungsstelle habe mit dem Pfarrer am Ort wenig »am Hut«. Durch die Arbeit der professionellen verbandlichen Caritas könne sich aber die gemeindliche Pastoral

<sup>18</sup> Ders., *Das dialogische Prinzip*, Heidelberg 1984, 148 f.

zwangsläufig von der Diakonie immer mehr dispensieren. Man delegiere an die Einrichtungen der verbandlichen Caritas die Obdachlosen, Arbeitslosen, psychisch Kranken, überforderten Eltern und Aidskranken – wenn sie denn tatsächlich in den Gemeinden auftauchen. Diese These der Entdiakonisierung der Pfarrgemeinden hält freilich einer nüchternen Überprüfung nicht stand und eignet sich in dieser pauschalen Form nicht als Ausgangsbasis für eine zielgerichtete gemeindliche Caritasentwicklung.

Gemeinden in Deutschland und Österreich bilden beileibe keine diakoniefreien Zonen. Christen in mehr oder weniger intensiver Nähe zu Kirchengemeinden entfalten zusammen mit ihren Seelsorgern und Mitarbeitern eine beachtliche alltagsbezogene Caritaspraxis, oft als solche nicht benannt, oft unscheinbar und nicht im Scheinwerferlicht der öffentlichen Aufmerksamkeit, aber doch »Alltagsdiakonie« vor Ort. Die große Zahl von Ehrenamtlichen und Initiativgruppen ist besonders zu würdigen. Eine empirische Erhebung des Landes Caritasverbandes Bayern<sup>19</sup> bei den bayerischen Pfarrgemeinden ergab, dass sich ca. 167 000 Ehrenamtliche für caritative Zwecke engagieren, in Besuchsdiensten (Altenheim, Asylbewerberheim, Behindertenheim, Gefängnis, Krankenhaus, bei Neuzugezogenen, für Senioren und Kranke zu Hause etc.), in spezifischen Hilfegruppen (Babysitterdienst, Essenausgabe für Arme, »Tafel«, Fahrdienste für Senioren oder Behinderte, Hausaufgabenhilfe, Hilfe bei Behörden, Hilfsgüterammlung für das Ausland, Kleiderkammer, Möbellager etc.) oder in Selbsthilfegruppen (Alleinerziehende, Altenclubs, Arbeitslose, Behinderte, Familienkreise, Frauen, Gesundheitshilfe, Hospizarbeit, Jugend, Nachbarschaftshilfen, Mutter-Kind, pflegende Angehörige, psychisch Kranke, Suchtkranke, soziale Brennpunkte, Trauernde, verwaiste Eltern etc.).

Neben der Alltagsdiakonie und den expliziten Projekten Ehrenamtlicher ereignet sich Caritas zudem ganz wesentlich in die Gemeinde hineinverwoben und untrennbar mit Pastoral verknüpft. So haben Gemeinden per se eine integrative Funktion, sie versammeln die Menschen, fördern Zugehörigkeit und beugen der Vereinsamung vor. Manche Studien besagen, dass sie damit zur leiblichen und see-

---

<sup>19</sup> Vgl. Landes Caritasverband Bayern (Hg.), Sozial-caritatives Engagement in den katholischen Pfarrgemeinden und Caritas-Einrichtungen in Bayern, München 2003.

lischen Gesundheit beitragen.<sup>20</sup> Seelsorge deutet das Leben, das individuelle wie das kollektive. Sie macht Orientierungswissen zugänglich und hilft den Einbrüchen der Gewalt vom Evangelium her entgegenzutreten, wie in den spontanen Gottesdiensten zum 11. September 2001 erfahrbar war. Sie gibt damit vielen in der kaum durchschaubaren Komplexität der Lebenswelt, in Krisen und Ausweglosigkeiten Orientierung.

### *3. Entwicklungsaufgaben der Caritas in den Gemeinden*

Dennoch ist nicht alles Gold, was in der Gemeinde glänzt. Zu fragen ist: Steht in den gelebten, nicht in den auf Hochglanzbroschüren gedruckten Leitbildern, in den Tagesabläufen der pastoralen Mitarbeiter, in der Pfarrgemeinderatssitzung, in der Ordinariatsratssitzung, im Haushaltsplan der Diözese, in der Ausbildung und Fortbildung der Seelsorger wirklich die Caritas an erster Stelle und regelmäßig auf der Agenda? Verstehen sich Priester, Pastoral- und Gemeindeferenten wirklich in ihrem Herzen zuerst als Diakone? Es ist zu bezweifeln. Ohne billige Schuldzuweisung zu betreiben, bleibt zu konstatieren: Hier geben oft andere Leitbilder – Priester- und Gemeindebilder – und mit ihnen einhergehende Mentalitäten, Handlungsmuster und Strukturen den Ton an. Eine nachhaltige Caritasentwicklung in der Gemeindepastoral hat sich – auch auf die Gefahr hin, bislang unterschwellig schwelende Konflikte aufzudecken – mit den diakonisch hemmenden Mustern und Plausibilitäten, und damit mit den strukturellen Defiziten, auseinanderzusetzen.

So erweist sich das praktizierte Leitbild der »aktiven Gemeinde« nicht unbedingt als sehr caritaskompatibel. Gemeinde werde damit zum Zweck und Letztziel des pastoralen Handelns umgedeutet. Aus dem im Konzil angesagten Dienst der Kirche an den Menschen, vor allem an denen am Rand, würde nun der Dienst der Menschen an der

<sup>20</sup> Vgl. dazu die Sammelreferate von B. Grom, Gesundheit und »Glaubensfaktor«. Religion als Komplementärmedizin?, in: StZ 216 (1998) 6, 413–424; C. Jacobs, Wer glaubt, dem ist geholfen! Von der Heilkraft des Glaubens und dem hilfreichen Potential einer heilsamen Pastoral, in: B. Haselbeck/J. Günther (Hg.), Wer hilft, wird eine anderer. Zur Provokation christlichen Helfens, Münster 2006, 373–387.

(Gemeinde-)Kirche. Dies, so Elmar Klinger, sei die pelagianische »Ursünde der nachkonziliaren Kirche«.<sup>21</sup>

#### *4. Caritas im Gottesdienst: rituelle Diakonie*

Gottesdienste wirken bei näherer Betrachtung in vieler Hinsicht diakonisch. Sie bilden einen Gegenpol zum postmodernen Imperativ, immer aktiv sein zu müssen. Ihre pathische »Spiritualität des siebten Tages« eröffnet einen Raum des Heiligen und lädt ein, die krankmachenden Lebensmuster der angestregten Diesseitigkeit zu durchbrechen. Sie bilden einen Anders-Ort und eine Anders-Zeit, wo der Mensch sich jener Seiten seiner Person bewusst werden kann, die außerhalb auf der Strecke bleiben: das Danken, die Sehnsucht, das Staunen, die Ahnung, auf dieser Erde nicht ganz zu Hause sein, die Hoffnungen und Ängste, das Wissen um die Endlichkeit.

Gottesdienste bieten rituelle Diakonie in den biografischen Übergängen von Geburt, Heirat, Tod, in den Phasen des Familienzyklus zu Erstkommunion, Firmung oder Schulabschluss, vor allem aber in Krankheit, Sterben und Trauer. Sie helfen die Übergänge der Biografie, wie der Natur und des Kosmos, als sinnhaftig zu erfahren. Ein beachtliches diakonisches Potential, das heute – trotz aller Umbrüche in der Religiosität – nach wie vor nachgefragt ist und das es zu kultivieren gilt. Liturgie erreicht dadurch »zu den heiligen Zeiten« sehr viele Menschen, auch über die regelmäßige Gottesdienstgemeinde hinaus.

Gottesdienste, Sakramente, Sakramentalien wie ein Segen oder die kirchliche Bestattung bergen offensichtlich eine Kraft in sich, die diakonisch-heilsam, »salutogenetisch« wirkt und Menschen in der Krise der Übergänge leiblich, seelisch, geistig, existentiell und religiös aufrichtet.

#### *5. Salutogenese durch religiöse Symbolhandlungen*

Die Pastoralpsychologie – sie nimmt nur einen Teilaspekt von Liturgie und Sakramente in Blick – kann diese Salutogenese – Heilwer-

<sup>21</sup> E. Klinger, Das Volk Gottes auf dem Zweiten Vatikanum. Die Revolution in der Kirche, in: I. Baldermann [u. a.] (Hg.), JBTb, Bd. 7: Volk Gottes, Gemeinde und Gesellschaft, Neukirchen-Vluyn 1992, 305–319, hier 316.

dung – durch religiöse Symbolhandlungen gut erklären. Demnach bringen solche Gesten und Rituale zwei Welten in einem Akt zusammen: die menschlichen Ausweglosigkeiten, Krisen, Ängste und Nöte auf der einen Seite mit der Welt des Heiligen, dem bergenden Horizont des Lebens, mit dem größeren Geheimnis, das unser Leben vor Gott ist, mit der Wirklichkeit Gottes auf der anderen Seite.

Wie die Eucharistie in diesem pastoralpsychologischen Sinne diakonisch-heilsam wirken kann, ist mir an einer Situation sehr bewusst geworden, die zunächst gar nicht liturgisch ist.

Als dreifacher Vater erinnere ich mich noch, wie ich meinen Kindern eines Tages beim Frühstück klarzumachen versuchte, sie sollten sich ab heute die Pausebrote selber schmieren. Sie seien alt genug, gehen aufs Gymnasium und bräuchten von den Eltern nicht bedient werden. Außerdem hätte ich es am Morgen auch eilig, um in den Dienst zu kommen. Die Reaktion: heftiger Protest! Das sei so, wie es ist, in Ordnung. Zudem schmiere niemand die Pausebrote so exakt wie ich usw.! Ich habe mich ohne allzu starke Gegenwehr überzeugen lassen und machte jedem wieder sein Pausebrot zurecht. Als gelerntem Pastoralpsychologen ist mir im Laufe der Zeit klar geworden, dass das Pausebrot die Funktion eines hilfreichen Übergangssymbols übernommen hatte. Man stelle sich ein Kind mit drei, vier Jahren im Kindergarten vor. Ein solcher Vormittag oder ganzer Tag ist kein Honigschlecken. Da gibt es andere Kinder, die nehmen einem das Spielzeug weg, auch das Fräulein Claudia sei nicht immer »lieb«. Da kann einen schon der Weltschmerz oder zumindest das Heimweh ankommen. Allerdings, man hat ein Heilmittel. Da greift man in die Tasche, ertastet das Pausebrot. Das riecht nach zu Hause, bringt das gemeinsame Frühstück in Erinnerung, man weiß, wo man hingehört und wem man gehört. Mit dem Pausebrot hat man das Zuhause dabei. Ja, man kann es nicht nur riechen, ertasten, sondern sogar in sich hineinessen. Wenn das nicht hilft? Die Brücke zur Eucharistie ist unschwer zu erkennen. »Weil wir uns auf dieser Welt nicht ganz zu Hause fühlen«, wie Heinrich Böll<sup>22</sup> sagt, brauchen wir auch hier ein Pausebrot, eine Wegzehrung, die uns hilft diese Zeit unserer Suche und Heimatlosigkeit zu überstehen. Die Eucharistie ist so ein Hilfs-

---

<sup>22</sup> H. Böll, Interview, in: K.-J. Kuschel: Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen, München 1985, 64–75, hier 65.

und Heilmittel, ein wirksames Übergangssymbol. Sie hält in all der Ungeborgenheit des Lebens den Himmel über uns offen.

### *6. Diakonische Elemente im Gottesdienst*

Bei der (Wieder-)Entdeckung des Gottesdienstes als Ort der Diakonie kann es förderlich sein, jene Elemente besonders bewusst zu gestalten, die seit jeher ganz offensichtlich caritasnah sind, wie etwa die Ansprache zur Statio, die Predigt, die Fürbitten, die Sammlung, das Totengedenken im Hochgebet oder den Segen.

So mancher Pfarrer lässt nicht nur am Caritas-Sonntag einen ehrenamtlich oder hauptamtlich Engagierten der Caritas in einer Ansprache im Gottesdienst von seiner Arbeit berichten. Wie erwartungsvoll saßen die ca. 400 Kurgäste in der Emmauskirche eines großen Kurortes, um in der Predigt zum Evangelium vom guten Hirten Worte der Orientierung und Klärung für all die in einer Kur aufbrechenden Fragen und Sorgen zu bekommen! Sie wurden leider enttäuscht, der Prediger beklagte den modernen Hörschaden der Menschen, dass sie nicht mehr auf Gott hörten. Gibt es nicht auch einen pastoralen Hörschaden, nicht mehr die Fragen der Menschen zu hören?

Vorgelesene Fürbitten sollten stellvertretend zum Ausdruck bringen, was wohl auch den anwesenden Gottesdienstteilnehmern persönlich ein großes Anliegen ist. Sie einfach aus der schnell aufgeschlagenen Vorlage runterzulesen, verspielt diakonische Chancen. Wenn der Name von kürzlich verstorbenen Gemeindemitgliedern im Totengedenken genannt wird, zeugt das von Compassion für die Angehörigen. Ein Segen, der mit den Wünschen für einen guten Sonntag und eine gute Woche verbunden ist, lässt auch noch mal etwas von der Entlastung spürbar werden, dass unsere Sorgen bei Gott gut aufgehoben sind.

Und nicht zu vergessen, das mehr oder weniger lange Meeting am Kirchplatz ist »synestien«, lässt Zugehörigkeit erfahren und baut die Brücke von der Caritas in der Liturgie zur Caritas im Alltag, die ihrerseits nichts weniger ist als Zeichen, Sakrament, Ort der Theophanie.

## LITERATUR

- BAUMGARTNER, I., Leitmotive bei Dominikus Ringeisen – Leitbilder caritativer Behindertenarbeit heute, in: I. Baumgartner/A. Landersdorfer (Hg.), Jeder Mensch ist kostbar. Dominikus Ringeisen (1835–1904) – ein Anwalt des Lebens, Passau 2004, 117–152.
- BENEDIKT XVI., Enzyklika »Deus caritas est«, 25. Dezember 2005, Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Bonn 2006.
- BÖLL, H., Interview, in: K.-J. Kuschel: Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen, München 1985, 64–75.
- BUBER, M., Das dialogische Prinzip, Heidelberg 1984, 148 f.
- BUBER, M., Die Erzählungen der Chassidim, Zürich <sup>10</sup>1987, 360 f.
- GROM, B., Gesundheit und »Glaubensfaktor«. Religion als Komplementärmedizin?, in: StZ 216 (1998) 6, 413–424.
- HASLINGER, H., Diakonie zwischen Mensch, Kirche und Gesellschaft, Würzburg 1996, 742 ff.
- JACOBS, C., Wer glaubt, dem ist geholfen! Von der Heilkraft des Glaubens und dem hilfreichen Potential einer heilsamen Pastoral, in: B. Haselbeck/J. Günther (Hg.), Wer hilft, wird eine anderer. Zur Provokation christlichen Helfens, Münster 2006, 373–387.
- KLINGER, E., Das Volk Gottes auf dem Zweiten Vatikanum. Die Revolution in der Kirche, in: I. Baldermann [u. a.] (Hg.), JBTh 7 (1992), 305–319.
- LANDESCARITASVERBAND BAYERN (Hg.), Sozial-caritatives Engagement in den katholischen Pfarrgemeinden und Caritas-Einrichtungen in Bayern, München 2003.
- METTE, N., Grundprinzip Gemeindencaritas, in: caritas'98 (1997) 4, 149–161.
- MUSSNER, F., Der Galaterbrief, Freiburg i. Br. 1974.
- ZERFASS, R., Wenn Gott aufscheint in unseren Taten, in: P. M. Zulehner, Das Gottesgerücht. Bausteine für eine Kirche der Zukunft, Düsseldorf 1987, 95–106.
- ZULEHNER, P. M., Aufbrechen oder untergehen. So geht Kirchenentwicklung, Ostfildern 2003.
- ZWEITES VATIKANISCHES KONZIL, Pastoralkonstitution »Gaudium et spes«, Text in: AAS 58 (1966) 1025–1115.
- ZWEITES VATIKANISCHES KONZIL, Dogmatische Konstitution »Lumen gentium«, Text in: AAS 57 (1965) 5–75.
- ZWEITES VATIKANISCHES KONZIL, Liturgiekonstitution »Sacrosanctum Concilium«, Text in: AAS 56 (1964) 97–138.